



Erika Mitterer im Gespräch

von Elaine Martin

Das auf den folgenden Seiten wiedergegebene Gespräch ist der zweite Abschnitt eines insgesamt dreiteiligen Interviews. Der erste Teil ist in *Der literarische Zaunkönig* Nr. 2/2003 (S. 26-38) erschienen, der dritte Teil wird demnächst in derselben Zeitschrift zu lesen sein. Das zweitägige Gespräch wurde Anfang Juni 1986 geführt. Es handelt sich dabei nicht um ein journalistisches Interview, das verkürzt und nur Ausschnitte bearbeitet, sondern um einen ausführlichen Disput, wobei sich die Niederschrift möglichst nahe am eigentlich Gesagten orientiert, ohne die Aussagen zu verändern. Die Tonbänder des Interviews geben vier Stunden reges Gespräch über die Nazi-Zeit in Österreich mit Schwerpunkt auf Wien wieder. Es werden die Literatur und Schreibbedingungen während der Kriegszeit aber auch davor und danach angesprochen. Als Literaturwissenschaftlerin interessierte ich mich zu der Zeit besonders für Fragen, die mit Einflüssen, stilistischen Eigenschaften und (feministischer) Theorie zu tun hatten. Frau Mitterer ging auf die von mir angesprochenen Fragen mit literaturtheoretischem Hintergrund nur auf mein Drängen hin ein, und selbst dann hat sie darauf bestanden, dass sie keine Theoretikerin, sondern eine Erzählerin sei.

Der Unfall im Kernkraftwerk Tschernobyl vom April 1986, also etwa sechs Wochen vor unserem Treffen, begleitete unterschwellig das Interview mit einer Art gravitas. Im ersten Teil des Gesprächs sprach Frau Mitterer-Petrowsky das Thema direkt an: „Jetzt sind wir alle ein bisschen immer von politischen Ereignissen und besonders von so schrecklichen wie dieser letzten Sache mit der Atomexplosion [Tschernobyl] ... das geht einem ja nah, und darüber wird gesprochen. Und wir haben sehr stark das Gefühl, dass da irgendetwas ist, was die Welt wirklich verändert, ob es jetzt die Menschen zur Kenntnis nehmen oder nicht“.

Obwohl ich meinen Notizen und Plänen zufolge vorgesehen hatte, die verschiedenen Themen – Kriegszeit, Autobiografie, Nachkriegsliteratur, *Alle unsere Spiele* – durch die Einteilung des Interviews voneinander sauber getrennt zu halten, ist das, wie so üblich bei derartigen Gesprächen, anders gelaufen. All diese Themen sind unaufhaltsam ineinander übergeflossen und kommen in allen drei Abschnitten vor. Nichtsdestoweniger neigen die Themen des vorliegenden Teiles eher dazu, der Kriegszeit im Allgemeinen und persönlichen

Kriegserlebnissen im Einzelnen nachzugehen. In ähnlicher Weise beziehen sich die Gesprächsthemen im dritten Teil, der noch veröffentlicht wird, eher auf den Roman *Alle unsere Spiele*.

Frau Mitterer hatte kurz vorher ihren 80. Geburtstag gefeiert. Sie war munter und aufgeschlossen und äußerst lebhaft und engagiert während des gesamten Interviews. Sie sagte ohne Hemmungen ganz offen ihre Meinung, was einige Male zu interessanten Situationen führte. An einer Stelle des Interviews wollte ich gern ein klares Ja oder Nein aus ihr herauskitzeln, aber sie erwiderte nur: „Ich kann es wirklich nicht beurteilen. Das ist ehrlich. Nicht weil ich Sie nicht kränken will, dass ich sage ‚Nein, das ist falsch‘. Das würde ich ruhig tun, wenn ich es jetzt empfände“. Am Ende des ersten zweistündigen Gesprächs klingt ihre Stimme auf dem Tonband ein wenig heiser, und sie ist „ein bisschen“ müde, aber wie für sie charakteristisch zeigt sie ungebrochenes Interesse für die Themen des nächsten Tages.

Die Transkription von Interviews, wie sie im Rahmen der Oral-History-Forschung geführt werden, legt neben dem tatsächlich Gesagten auch Wert auf Lachen, Husten, Seufzer, Lautstärke, Verzögerungen, besondere Betonungen, und auch auf das, was nicht ausdrücklich gesagt, aber mitgedacht wird, sowie Pausen und Unterbrechungen – d.h. dass versucht wird, den ganzen Zusammenhang des Interviews darzustellen. Obwohl ich mir als Literaturwissenschaftlerin andere Informationen vom Interview versprochen hatte, waren mir diese anderen Faktoren auch bewusst. Um eben diese Lebendigkeit und Authentizität des Interviews beizubehalten, habe ich so treu wie möglich das, was gesagt wurde, wortwörtlich transkribiert. Die Wiederholungen, Verzögerungen, Verbesserungen, Füllwörter – es ist alles vorhanden – vermitteln auch mehr Information als nur der Dialog allein. Zum Beispiel hatte Frau Mitterer eine Vorliebe für den Ausdruck „nicht?“ oder „nicht wahr?“, den man oft am Ende eines Satzes hört. Man könnte das als Wunsch ihrerseits interpretieren, ihre Gesprächspartnerin (in diesem Fall mich) zu engagieren, sogar mit ihrer Sicht der Dinge zur Übereinstimmung zu überreden. Aber auf gleiche Weise bekundete sie ihre Übereinstimmung, wenn sie mit Äußerungen wie „natürlich“, „ja, ja“, „klar“ oder „sicher“ reagierte, die man als Zeichen ihrer Teilnahme und/oder des Einverständnisses interpretieren könnte. Engagiert



war sie vom ersten bis zum letzten Wort – vielleicht weil sie sich für das Thema interessierte, aber sicherlich auch, weil es einfach ihre Art war. Sie war neugierig, sie dachte viel nach, und sie hatte Lust am Leben und an Menschengeschichten. Davon findet man einige in diesem Teil des Gesprächs: Geschichten von Verwandten, Bekannten und Freunden. Daran merkt man, dass Frau Mitterer, wie sie selber sagte, an erster Stelle „eine Erzählerin“ war.

Wie im ersten Teil, habe ich große Unterstützung für dieses Projekt bekommen. Ich bin zwei Personen und einer Organisation zu Dank verpflichtet. Zum ersten hat Herr Martin G. Petrowsky vielerlei Unterstützung geleistet – von seiner Gastfreundschaft bis zur Kontaktaufnahme mit der Mediathek des Technischen Museums in Wien im Sommer 2005, welche die inzwischen veralteten Tonbänder digitalisiert hat (ein besonderer Dank an die Techniker der Mediathek für ihre

Zauberkunst). Der größte Dank gilt meiner hochgeschätzten Kollegin in der Germanistikabteilung an der Universität Alabama, Frau Dr. Rasma Lazda, die unermüdlich mit mir zusammen die CDs durchgearbeitet hat und mit ihrem „einheimischen“ Ohr viele Stellen herausgehört hat, die sonst verloren gegangen wären. Ihre Hilfe und Unterstützung sind einmalig.

Da unser beider Initialen („EM“) für die Kennzeichnung der Gesprächspartner bei der Transkription nicht ausreichen, steht in der Folge – wie im Teil 1 – EM-P für Erika Mitterer-Petrowsky und EAM für Elaine Alma Martin.

Prof. Elaine Martin ist Professorin für Germanistik und Vergleichende Literaturwissenschaft an der University of Alabama, USA; Herausgeberin des Bandes "Gender, Patriarchy and Fascism in the Third Reich: The Response of



*Februar 1986: Bundesminister Moritz überreicht Erika Mitterer die Insignien zum Österreichischen Ehrenzeichen für Wissenschaft und Kunst. Damit wird die Dichterin in die „Kurie für Kunst“ aufgenommen – das österreichische Pendant zur Académie Française
Foto: Haslinger*



Überleben in der Nazi-Zeit

Interview mit Erika Mitterer-Petrowsky – Wien, den 3. und 4. Juni 1986 – 2. Teil

EAM: Christabel Bielenberg schreibt [in ihrem Roman *The Past is Myself*, 1968], man hat sich in der Nazizeit, weil es ja eine Diktatur war, nicht heraus halten können. Und Sie haben das auch in einem anderen Interview gesagt . . .

EM-P: ... dass man nicht auf die Straße gehen konnte und sagen: „der Hitler ist ein Verbrecher“, das war klar, nicht?

EAM: Nein, ich meinte . . .

EM-P: Ja, dass man in der Schrifttumskammer, zum Beispiel, sein musste . . . das ist eine Berufsorganisation – sonst hätte kein Verlag einen drucken können.

EAM: Sie haben etwas geschrieben . . . ich suche die genaue Stelle . . . bei der es hieß, dass es „einem selber an den Kragen gegangen ist“ oder ähnliches. Entweder machte man mit, oder wenn man nicht mitmachte, dann wurde angenommen: aha, Sie sind gegen uns.

EM-P: Man konnte natürlich keine antinational-sozialistischen Gedichte oder sonst etwas veröffentlichen, das war ja ganz klar. Das ist in einer Diktatur ein Todesurteil. Dann kann man ja gleich am ersten Tag schreien „Nieder mit Hitler“ und sich erschießen lassen oder ins KZ kommen.

EAM: Aber offen dafür zu sein brauchte man auch nicht?

EM-P: Nein. Nein. Also, bitte, ich bin einmal eingeladen gewesen zu so einer großen Dichtertagung in Weimar, oder wie das geheißsen hat, so ein Schriftstellerkongress, zu dem ich gar keine Lust gehabt hätte, aber ein bisschen geschwankt habe hin zu fahren, weil ich wusste, der Carossa wird dort sein, und den hätte ich gern wieder getroffen, weil ich ihn sehr geliebt und verehrt habe. Und da war ich glücklicherweise schwanger – und schon, ich glaube, im siebten Monat – und habe denen geschrieben: ich kann nicht reisen – und die Sache hat sich gehabt. Außerdem war ich ja nicht so prominent, dass sie Wert auf mich gelegt haben. Je prominenter jemand war, desto schwerer war es natürlich für ihn, nicht?

EAM: Und bei den kleinen Sachen, z.B. beim Hitlergruß?

EM-P: Na gut, der Hitlergruß . . . in ein Amt zu gehen und nicht mit „Heil Hitler“ zu grüßen war ein Blödsinn. Das war ein Unsinn. Ich meine, das haben wir schon gemacht. In den ersten Tagen haben wir auch ein Hakenkreuz angesteckt. Nach einer Woche haben wir das Hakenkreuz wieder verschwinden lassen im Mistkübel. Wenn gesagt

war, es muss geflaggt werden, hat man geflaggt. Das ist klar, nicht?

EAM: Auf die kleinen Sachen kam es nicht mehr an?

EM-P: Es war einfach notwendig. Es war unvermeidlich.

EAM: Ich war von der Geschichte Luise Rinsers ziemlich schockiert. Sie ist eigentlich von ihrer Freundin angezeigt worden.

EM-P: So etwas ist natürlich eine Gemeinheit, nicht wahr? Und aus Überzeugung war die Freundin eine begeisterte Nazi?

EAM: Anscheinend. Und nur weil sie etwas Kritisches geäußert hat.

EM-P: Schauen Sie, eine Nichte von mir war eine damals ganz junge Volksschullehrerin; die ist vom evangelischen Glauben zum katholischen übergetreten. Und das hat sofort die Folge gehabt, dass sie strafversetzt worden ist. Wenn man es [katholisch] schon war, konnte man es nicht ändern – aber katholisch werden, das war schon sehr verdächtig für eine Lehrerin. Sie wurde also strafversetzt nach Polen. Die Strafe hat sie aber gar nicht als Strafe empfunden, weil sie sich glänzend mit der polnischen Bevölkerung vertragen hat. Es war eine gemischte Schule, in einem Gebiet, wo auch deutschsprachige Kinder waren, sonst hätte man sie gar nicht brauchen können. Sie hat dann bald ein bisschen polnisch gelernt, hat die polnischen Kinder reizend gefunden und hat sich mit den polnischen Eltern vertragen – und hat leider auch das Gefühl gehabt, dass die Lehrer alle gleich gesinnt sind wie sie, und hat zu einem Kollegen..., der gesagt hat: „Na ja, was sagen Sie denn“ (da war irgendein großer Verlust im Krieg, nicht wahr), und sie hat gesagt, so achselzuckend, „Na ja, wenn man einen Narren zum Führer der Nation macht, braucht man sich über nichts zu wundern“. Sie ist ein Jahr im Gefängnis, im Zuchthaus in Danzig gewesen, und nur befreit worden dann durch den Einmarsch der Russen. Nur wegen der Bewertung, die der [Kollege] weitergegeben hat. Also, ich meine, das war einfach . . . das schreibt übrigens einmal auch der Carossa, der ärgerlich ist, weil jemand zu ihm kommt und um eine Intervention bittet, und da schreibt er auch, ja irgendwie sind die Leute schwachsinnig, dass sie solche Sachen machen? Das konnte man nicht . . . Das haben wir aber auch doch irgendwie schon als beschämend, aber doch nicht als charakterlos empfunden. Denn im Moment, wo darauf ein KZ steht, wenn man nicht sagt „Heil Hitler“ oder dass man



mir womöglich die Wohnung beschlagnahmt, das steht doch überhaupt in keinem Verhältnis. Damit schade ich ja niemandem. Und natürlich waren unsere Enkel, die von den Naziumständen keine Ahnung haben, und diese ganzen Jugendlichen, die in der Öffentlichkeit immer sich als Anti-Nazi glauben profilieren zu müssen: „Wenn aber alle Widerstand geleistet hätten?“ – Aber alle leisten nicht Widerstand, ebensowenig wie aber alle nicht in den Krieg gehen! Es wäre natürlich schön, das ist ein schöner Slogan – „es wäre Krieg und keiner geht hin“, aber es gehen eben welche hin...

EAM: Ein Bekannter von mir aus Heidelberg, ein älterer Herr, hat eine Erfahrung aus der Kriegszeit erzählt, wo jüdische Kinder gequält wurden. Sie wurden von Erwachsenen vom Bürgersteig rauf und runter kommandiert. Er wusste nicht, was er tun sollte. Er hatte ja selber eine Frau und Kinder zu Hause.

EM-P: Ja, natürlich. Das sind schreckliche Situationen. Es war beschämend. Aber Gott sei Dank sind wir in eine solche Situation nicht gekommen.

EAM: Es gibt eine Szene im Roman von Ingeborg Lauterstein, der amerikanischen Schriftstellerin aus Wien (*The Watercastle*, 1980), wo reiche jüdische Frauen in Wien, zum Teil in Pelzmantel und Schmuck, gezwungen wurden, auf Händen und Knien die Straßen zu putzen.

EM-P: Ja, das hat es gegeben. Ich habe es nicht gesehen, aber wir wissen, dass es das gegeben hat. Und nicht nur Frauen.

EAM: Frau Lauterstein hat die Szene ins Ekelhafte gesteigert, indem ein Nazijunge auf die Idee kommt, auf die wehrlosen Frauen zu pinkeln. Der Punkt der ganzen Geschichte war, dass die Zuschauer nicht eingegriffen haben und einfach zugeschaut haben oder weggegangen sind. Laut Ingeborg Lauterstein war das ein wichtiger Wendepunkt, eine Art Schlüsselerfahrung, die sich auf ähnliche Weise überall in Deutschland und Österreich abspielte. Indem dass man diese Szene nicht verhindert hat, nichts unternommen hat, wurde man zum Mitmacher.

EM-P: Nein, im Gegenteil, ich glaube, da hat einen der Abscheu erfasst . . . ich meine, wieso?

EAM: Als ob man es selber gemacht hätte.

EM-P: Ja, man hat sich mitschuldig gefühlt, ja, aber doch

nicht mit den Nazis verbündet!

EAM: Nicht verbündet, aber mitverantwortlich. Sie waren doch wirklich in einer Klemme.

EM-P: Natürlich. Natürlich.

EAM: Obwohl zu der Zeit die Nazis noch nicht ganz fest an der Macht waren...

EM-P: Ach, sie waren doch sofort fest an der Macht. Bitte, wie sie da waren und die Juden auf die Straße getrieben haben, da waren sie ganz fest an der Macht. Das war doch am ersten Tag. Ich meine, das war schon am ersten Tag.

EAM: Ingeborg Lauterstein meinte, die Nazis wurden durch dieses Versagen gestärkt.

EM-P: Aber das ist doch ein Wahnsinn. Was hätten sie denn machen sollen?

EAM: Ich weiß es nicht. Vielleicht als Gruppe handeln – sagen, sie sollten aufhören?

EM-P: Welche Gruppe? Es waren lauter Einzelne, wo keiner vom Nachbarn gewusst hat, was er macht. Ich war Gott sei Dank nicht in dieser Situation, nicht wahr? Aber ich fürchte, ich hätte auch nichts gesagt. Ich wäre nur irgendwie . . . mein Gesichtsausdruck . . . ich hätte natürlich nicht zugeschaut, sondern wäre weggegangen. Aber gemacht – wenn dort die SA steht? . . . Ich hätte nur gefunden: es ist noch grässlicher, als ich es mir vorgestellt habe.

EAM: Sie haben in dem anderen Interview gesagt: „Wir waren alle feig insofern, als wir überleben wollten“.

EM-P: Ja, wir wollten uns selbst erhalten.

EAM: Man muss doch einsehen, dass es um mehr als die Feigheit geht.

EM-P: Ja, sicher. Man hatte nur die Wahl, nicht wahr, ob da jetzt ein kleines Kind allein ist, ohne Mutter, die Mutter ist im KZ und der Vater hat ja dieselbe Ansicht – er ist dann außer sich, wenn die Mutter nicht da ist, und wird sich auch äußern. Und dann kommt das Kind . . . das war immer meine Idee . . . weil mein Mann also da wirklich damit . . . mit dem Gedanken hat er sich wirklich befasst . . . wenn er wirklich Kriegsdienstverweigerung macht, dann nimmt man mir doch das Kind sofort weg und gibt



es in eine NAPO-[=Nationalpolitische] Erziehungsanstalt, nicht wahr? Das hat man ja gemacht, solche Sachen. Man hat das nicht immer gemacht. Da haben sich Leute viel mehr getraut wie wir. Ich bin also wirklich beschämt, wenn ich höre, was manche sich getraut haben. Es gab eine Schauspielerin, die hat sechs oder sieben Jahre lang eine jüdische – nicht mal sehr nahe Freundin – nur eine Bekannte, in ihrer Wohnung versteckt, weil sie einfach nicht ansehen konnte, wie die bei ihren Sachen . . . sie hat sie aufgefordert gehabt, sie kann es bei ihr packen. Die sollte am Abend nach Osten verschickt werden. Und dann hat sie gesagt: “Bleib bei mir” . . . ganz spontan . . . und hat es jahrelang durchgehalten, nicht wahr? Sie ist jetzt sehr berühmt und wird immer wieder zitiert. Aber ich finde es – aber erst dreißig oder vierzig Jahre nachher hat man es überhaupt erfahren. Sie ist nicht gleich im Jahre 1945 da hin gegangen und hat gesagt “Ich Heldin”, das wäre ihr gar nicht gelegen. Ich meine, solche Leute imponieren mir ungeheuer. Dazu ist zu sagen, es war eine einzelstehende Frau ohne Familie, nicht wahr. Die hat ihr eigenes Leben riskiert. Aber es ist ja doch etwas anderes, wenn man Familie hat.

EAM: Obwohl . . . in den Romanen, die ich gelesen habe, kommen solche Fälle immer wieder vor. Besonders die Frauen helfen heimlich den Nachbarn oder . . .

EM-P: Ja, ja.

EAM: . . . einer jüdischen Familie. So wie in Ihrem Roman [*Alle unsere Spiele*], wo ohne es zu besprechen, die Mutter Lebensmittelkarten einfach weiter gibt.

EM-P: Ja, sicher. Sonst hätten ja diese Untergrundexistenzen niemals überleben können, wenn sie keine Helfer gefunden hätten. Aber ich war nur sehr dankbar, dass ein jüdischer Freund, der Kramer – der Name wird Ihnen nichts sagen – der so viel in dem Interview¹ vorkommt, das war ein jetzt, ein jetzt erst zu Ruhm kommender Dichter, mit dem ich sehr befreundet war, und der jetzt Gott sei Dank einen späten Ruhm erlebt. Der ist schon lange tot jetzt. Und mit dem waren wir sehr befreundet. Der hat sich viel zu lange überlegt zu emigrieren. Seine Frau ist dann vorangefahren und er hat sich dann fürchterlich angestellt um die verschiedenen Visen usw. und ist dann gerade noch nach England gekommen. Und der hat uns auch erzählt . . . hat uns besucht, natürlich, nicht wahr? Aber ich war immer so dankbar – ich habe dann gewusst, dass er nicht zuhause geschlafen hat, weil er Angst gehabt hat – ich kann Ihnen nicht sagen, wie dankbar ich war, dass er uns nicht gefragt hat, ob er bei uns wohnen kann. Ich hätte es ihm nicht abgeschlagen, glaube ich. Aber ich hätte entsetzliche Angst gehabt. Und das war auch wieder seine Rücksicht,

weil er sich gedacht hat: Die zwei mit dem kleinen Kind... Und da hat er sich andere gesucht . . . alleinstehende Junggesellen, nicht? Insofern hat man nur überlebt, wenn man feig war. Das ist ganz richtig.

EAM: Und wenn man Intellektueller oder Künstler war, oder Schriftsteller, als Auswege – ich sehe vielleicht vier Möglichkeiten: man konnte entweder ins Exil gehen, so wie Anna Seghers und auch viele andere . . .

EM-P: Das hat man bitte den Juden überlassen! Denn sie waren so froh, wenn sie Plätze . . . es wäre mir völlig absurd vorgekommen. Ich kann ja hier überleben. Warum soll ich die wenigen Plätze . . . Sie wissen doch, dass die Leute sehr schwer hineingelassen worden sind, in der Schweiz keine Arbeitsgenehmigungen bekommen haben, usw. – wir sollen uns da vorschieben, nur weil uns das Ganze unbequem ist und uns nicht passt und wir nicht glücklich sind? Und die Juden, die in Lebensgefahr sind, kriegen keine Plätze? Die Leute waren ja keineswegs großzügig, nicht wahr? Sie wissen ja, wie schwer es war, nach Amerika zu kommen. Da musste doch jemand ein Affidavit haben, da musste jemand bürgen dafür, dass er den erhält, nicht wahr? Ich meine, das ist doch absurd, wenn man dann nicht gefährdet ist und ins Ausland geht, nicht wahr? Und zweitens . . . noch etwas aber bitte . . . und außerdem müssen ja auch ein paar Leute, die sich selber für halbwegs anständig halten und die innerlich nicht mittun, müssen ja schließlich hier bleiben. Das ist schließlich unser Heimatland. Es gehört ja nicht den anderen. Es gehört nicht den Nazis – Österreich...

EAM: Ich meine, so in Richtung innere Emigration . . .

EM-P: Na ja, ich meine gar nicht in Richtung innere Emigration. Ich meine nur, dass alle diese vielen Bauern und kleinen Leute usw., die nicht Nazis waren oder nur, weil die gar nichts davon verstanden haben, oder – wie all die Lehrer, weil man sie gezwungen hat – denn die Lehrer mussten in die Partei, sonst sind sie sofort . . . sonst waren sie arbeitslos und auf der Straße, und die haben ja auch Familie gehabt – das stimmt also nicht, dass die Österreicher zum großen Teil Nazi waren. Und die mussten ja alle hier bleiben. Und es mussten ja auch Leute da sein, wenn dieser Spuk irgendeinmal zu Ende gehen wird. Man kann ja nicht ein Land räumen!

EAM: Ich sprach eigentlich von Intellektuellen oder Künstlern, die vielleicht andere Möglichkeiten hatten als Bauern oder andere.

EM-P: Ja, diese Möglichkeiten, ich habe nicht darüber nachgedacht. Ich muss sagen, mein Mann hat darüber nachgedacht. Aber da er Jurist ist, war das Nachdenken



vollkommen für die Katz, weil niemand einen Juristen [im Ausland] braucht, und zu körperlicher Arbeit war er nicht kräftig genug. Ich hätte meine Gedichte genau so gut in Brasilien schreiben können – was mal bei uns auf dem Tapet gestanden – wie in Österreich. Ich wäre nicht gern von Österreich weggegangen, aber ich wäre weggegangen, wenn er eine Möglichkeit gefunden hätte. Aber wie schon gesagt, geschrieben habe ich ja immer in erster Linie für mich selbst. Und dann erst nachgedacht, ob das gut genug ist und ob man es publizieren sollte. Und ich habe die Möglichkeit gehabt zu publizieren. In die Reichsschrifttumskammer hat man mich aufgenommen, und ich habe dann doch auch mit diesem großen historischen Roman Erfolg gehabt und damit vielleicht doch auch ein bisschen was bewirkt. Denn ebenso wie ich glücklich war, wenn ich Bergengruen oder . . . Reinhold Schneider z.B. – das war einer der Dichter, ein lyrischer Dichter, der großen Einfluss hatte, sehr dagegen, sehr christlich. Und das haben die Soldaten . . . also diese Reinhold-Schneider-Sonette waren zu Tausenden von Blättern, zu faksimilierten Blättern, verbreitet. Und das haben die Soldaten im Rucksack mitgenommen ins Feld. So eine naive Idee, dass man ein Land räumen kann, wenn eine Regierung da ist, die einem nicht passt!

EAM: Ich dachte an das Exil oder die innere Emigration als zwei mögliche Auswege, aber das, was Sie beschreiben, liegt wohl dazwischen.

EM-P: Ja, ja gut. Das war's ja. Innere Emigration war es natürlich. Man hat sich mit nichts identifiziert, was da öffentlich getan worden ist.

EAM: Oder drittens gäbe es den Widerstand . . .

EM-P: Was verstehen Sie unter Widerstand?

EAM: Aktiv dagegen handeln. Vielleicht Flugblätter verteilen oder Texte schreiben . . .

EM-P: Ich habe es gescheiter gefunden, Bücher zu schreiben, wie Flugblätter.

EAM: . . . oder viertens könnte man natürlich mitmachen, fünftens vielleicht sogar überzeugt werden. Bei den meisten Intellektuellen kam das anscheinend nicht in Frage.

EM-P: Gut, es hat die sogenannten Volks... – also Blubo, das haben Sie sicher schon gehört – die „Blut und Boden“ [-Romane] gegeben. Das war natürlich zum Teil . . . erstens war der Deutschnationalismus sehr verbreitet. Es gab sehr viele Deutschnationale, Großdeutsche in Österreich, die für den Anschluss waren. Sie wissen ja wahrscheinlich, dass auch unsere Sozialdemokraten für den Anschluss waren. Da gab es auch eine entsprechende Literatur, die sich auf das Landleben konzentriert hat, auf das einfache Leben. Dazu hat zum Beispiel der Waggerl gehört, Heinrich Waggerl, der damals ein sehr viel gelesener Autor war, dann sehr verfehmt als Nazi, weil er eine Bürgermeisterstellung angenommen hat. Aber diese Literatur, die dann nach dem Krieg zu Unrecht vollkommen verdammt worden ist – es waren nämlich

durchaus schöne Sachen dabei, und

Sachen zum Beispiel, die in der Nachfolge von Peter Rossegger waren, der ein wirklicher Dichter war. Nicht jeder, der über Bauern geschrieben hat, war ein Nazi. Diese Richtung wurde natürlich gefördert. Unter diesen Literaten hat es also, menschlich begreiflicherweise, auch manche gegeben, die dann Parteimitglieder waren. Sie wissen, einer der berühmtesten war Hans Grimm in Deutschland, der dieses große Buch geschrieben hat, *Volk ohne Raum*. Das war damals sehr berühmt, ein übrigens gut geschriebenes Buch. Ich erinnere mich nicht mehr an Details.

EAM: Sie haben erzählt, dass Ihr Buch in Leipzig verbrannt wurde; wie ist das gekommen?

EM-P: Nein, nein, Leipzig ist in Flammen aufgegangen und das Buch [im Lager des Verlags] ist auch verbrannt. Nein, nein, nicht mein Buch, es ist das ganze Gebäude in Schutt und Asche gefallen, nicht wahr?

EAM: Ah, ich habe das missverstanden.

EM-P: Nein, nein, nein. Gar nicht, gar nicht, überhaupt nicht. Da war nur die ganze Auflage weg. Die letzte Auflage war nicht mehr auszuliefern . . .

EAM: Fühlen Sie sich müde?

EM-P: Ein bisschen schon. Wir haben, glaube ich, ungefähr noch zehn Minuten. Wir können so lange sprechen. Dann machen wir Schluss.



Titelgestaltung einer Buchklubausgabe



EAM: Ich wollte noch fragen, abgesehen von der Erfahrung des Soldatenseins, ob die Erlebnisse im Krieg wirklich radikal anders waren für Männer und Frauen. Wenn eine Frau über die Kriegszeit – nicht nur über den Krieg selber – schreibt, sind ihre Erlebnisse wirklich so anders? (Männer schreiben auch nicht nur über Kämpfen und das Schlachtfeld.)

EM-P: Das weiß ich nicht. Das glaube ich nicht. Denn es wird weniger Männermemoiren geben, die nicht den Krieg einbeziehen; ein Beispiel ist der Carossa . . . der war also nicht eingerückt. Der war herzleidend und auch zu alt; der war schon damals fünfzig. Sonst könnte ich es nicht sagen. Die Zeit an sich haben wohl Frauen und Männer ziemlich gleich erlebt.

EAM: Haben bei Frauen regionale Unterschiede eine große Rolle gespielt? Das Ehepaar, das ich vorhin erwähnte, erzählte zum Beispiel, dass, als sie Verwandte in Österreich besuchten, da wurden sie bewundert, weil sie "aus dem Reich" kamen.

EM-P: Österreich war ja früher ein selbstständiges Land. Und für uns waren die Reichsdeutschen, wie es geheißen hat, natürlich die, die aus dem Reich gekommen sind – und die haben sich hier, also in der Öffentlichkeit, sehr unbeliebt gemacht. Deshalb ja auch dieser Umschwung, nicht wahr, dieser zum Schluss sehr schäbige Umschwung, den ja auch meine Helga missbilligt, nicht wahr – dass man plötzlich die, die man willkommen geheißen hat ... waren nur noch die Piefkes, die sollen wieder raus gehen, sie essen uns nur das Essen weg. Das war alles andere wie schön damals. Aber sie haben sich natürlich sehr unbeliebt gemacht, weil sie alles besser wussten, weil sie alle guten Posten besetzt haben, das waren die entsprechenden Leute auch wieder, nicht? Damit ist nichts gegen die Deutschen im allgemeinen gesagt.

EAM: Aber das Frauenerlebnis in Österreich und Deutschland dürfte ähnlich gewesen sein.

EM-P: Sicher. Sicher, ja. Ich glaube schon. Ich glaube, das war sehr ähnlich. Ich habe ja auch meine Kusinen draußen immer besucht. Und meine Tante, die eine glühende Hasserin des Nationalsozialismus war.

EAM: Die Unterschiede zwischen dem Leben im Dorf und in der Großstadt besonders in Wien; wären sie erheblich gewesen?

EM-P: Ja, ich glaube schon. Natürlich. Die sind immer erheblich. Wir haben ja das Glück gehabt... Die Geschichte mit der Bergbäuerin, kommt die in *Alle unsere*

Spiele vor oder sonst woanders? Ich weiß es nicht . . . Also wir sind befreundet. . . ich war schon seit meiner frühen Jugend immer wieder auf einem abgelegenen Bauernhof in der Nähe von Heiligenblut Schifahren mit Freundinnen. Später habe ich meinen Mann mitgenommen. Wir kannten die also sehr gut. Und diese Bäuerin, die eine ganz besonders gescheite, obwohl ganz ungebildete Frau war, die hat schon im Jahr '40 gesagt, wie der große siegreiche Frankreichfeldzug stattfand: „Der wird doch den Krieg auch wieder gewinnen. Da könnte man ja wirklich zweifeln an Gott“. Das war die Einstellung mancher Bauern. Es hat sicher auch andere gegeben dort. Und sie hat das auch nicht in der Bürgerversammlung in Heiligenblut gesagt, nicht wahr. Sondern zu Freunden. Aber das war genau dieselbe – wenn Sie den hochtrabenden Ausdruck anwenden wollen – dieselbe innere Emigration. Dass man eben innerlich mit den Leuten nicht einverstanden war und sich nicht die Gedanken hat vorschreiben lassen. Es hat sich aber jetzt herausgestellt, dass ihr damals halbwüchsiger Sohn, der sehr bald eingerückt ist, dass der, wie er uns unbefangen erzählt hat erst vor einem Jahr, ein glühender Nationalsozialist war – und geglaubt hat, wir sind's auch. Und geglaubt hat, seine Mutter ist's auch. Ich habe ihm dann diesen Ausspruch erzählt – er war ganz weg! Also, sie war auch zu vorsichtig und zu klug, um einem ganz unreifen jungen Menschen das jetzt zu sagen, nicht? Insofern war es überall gleich.

EAM: Sie kommt mir so wie die Großmutter in Ihrem Buch [*Alle unsere Spiele*] vor: sie ist sehr klug, eine Menschenkennerin.

EM-P: Ja . . . ja.

EAM: Meinen Sie, dass sich ein Gefühl von Solidarität unter Frauen in der Kriegszeit entwickelt hat?

EM-P: Ich glaube, nicht mehr und nicht weniger wie sonst.

EAM: Also jeder für sich?

EM-P: Ja, ich glaube schon. Das wird auf dem Land vielleicht anders gewesen sein, die Nachbarschaftshilfe, die unter der bäuerlichen Bevölkerung immer ausgeprägt ist, wird sich vielleicht auch da ausgewirkt haben. Aber das kann ich nicht sagen. Das weiß ich nicht.

EAM: Christabel Bielenberg erzählt [*The Past is Myself*], dass die Frauen zusammengehalten haben. Sie haben sich gegenseitig unterstützt z.B. durch einen Kaffeekreis von Gleichgesinnten.

EM-P: Ich habe nie einen sehr großen Freundeskreis gehabt, ich war immer eine Einzelgängerin. Ich meine, wir



haben einzelne Freunde gehabt; ich war nie mit Gruppen und ich habe keine Kaffeekränzchen für zwölf Leute gehabt, nicht? Ich kann da also nichts sagen.

EAM: Vielleicht war das bei Christabel Bielenberg anders, weil sie mit dem Widerstand zu tun hatte, bzw. ihr Mann hat das. Um auf etwas ganz anderes umzusteigen: ich habe jetzt eine Frage über Humor. Ein Kritiker hat behauptet, dass in Literatur [über den Krieg] von Frauen der Ton immer ernst sei, immer sachlich. Wobei Autoren wie Günter Grass mit seinem kleinen Oskar in der Blechtrommel, das ist so bizarr, dass man halt lachen muss. In den Werken, die ich gelesen habe, scheint das zu stimmen. Wenn das stimmt, woran könnte das liegen?

EM-P: Das kann schon sein. Das kann sein.

EAM: Hätten Sie eine Idee, woher das wohl käme? Warum die Frauen so ohne Humor schreiben?

EM-P: Ich weiß es nicht.

EAM: Ist dieses Phänomen Ihnen schon aufgefallen?

EM-P: Nein, aber ich muss Ihnen Recht geben, wenn Sie das sagen. Es scheint mir plausibel. Ja, es scheint mir plausibel.

EAM: Ich vermute, dass Grass das Fantastische benutzt, um Distanz zu seinen Figuren zu schaffen.

EM-P: Glauben Sie, dass dem Grass seine Themen wirklich nahe gehen? Ich zweifle ein bisschen.

EAM: Wenn das autobiographisch ist – ich denke hier besonders an *Katz und Maus* – dann musste es wohl.

EM-P: Das weiß ich nicht; das habe ich nicht gelesen. Ich habe ihn jetzt vorlesen gehört aus dem letzten Buch *Die Rättin*. Da habe ich nicht das Gefühl, dass ihm etwas nahe gegangen ist, sondern er genießt es zu blödeln. Blödeln nennt man das auf Wienerisch. Zu Günter Grass können Sie mich nicht . . . Der Siegfried Lenz ist doch eigentlich sehr ernst. Bei ihm finden Sie diesen Humor doch auch gar nicht.

EAM: Bei Grass ist es nicht wirklich Humor ...

EM-P: Ironie, es ist eher ironisch.

EAM: Eine zugrundeliegende Hypothese meiner [Doktor]Arbeit ist, dass das, was Frauen über das Dritte Reich und den Krieg zu sagen haben, anders ist – vom Stoff her und auch vom Stil her – als das, was Männer

darüber geschrieben haben. Ich würde gerne wissen, wie Ihre Einstellung zu dieser Frage wäre?

EM-P: Ich kann es nicht beurteilen. Das entzieht sich meiner Beurteilung völlig. Ich weiß es nicht.

EAM: Oh je, ich hätte lieber ein klares Ja oder Nein [Lachen] . . .

EM-P: Ich kann es wirklich nicht beurteilen. Das ist ehrlich. Nicht weil ich Sie nicht kränken will, dass ich sage: „Nein, das ist falsch“. Das würde ich ruhig tun, wenn ich es jetzt empfinden würde. Aber ich kann es wirklich nicht beurteilen. Schauen Sie, Sie verlangen von mir nämlich im Ganzen, darauf bin ich schon gekommen, Theorien. Ich bin keine Theoretikerin, ich bin eine Erzählerin. Und im Moment, wo wir auf das Theoretische kommen, kann ich nur passen . . . Sie sollten auch mit der Fussenegger reden. Die Fussenegger ist auch eine Theoretikerin, die auch viele . . . Und das Buch von ihr heißt *Selbstportrait mit Feuersäule* . . . oder so ähnlich heißt es.

EAM: Meine anderen Fragen beziehen sich alle mehr auf den Roman *Alle unsere Spiele*. Insofern wäre es gut, sie für unser Gespräch morgen aufzubewahren.

Lesen Sie bitte den letzten Teil des Interviews in der nächsten Ausgabe.

¹ Die Rede ist von dem schon im 1. Teil angesprochenen Interview, das Konstantin Kaiser mit Erika Mitterer kurz zuvor gemacht hatte.